





**Rebecca  
Donner**

# MILDRED

Die Geschichte der Mildred  
Harnack und ihres leidenschaftlichen  
Widerstands  
gegen Hitler

Aus dem Englischen von Laura Su Bischoff,  
Sabine Franke und Erich Ammereller

**kanon verlag**

Die Originalausgabe erschien erstmals 2021  
unter dem Titel *All the Frequent Troubles of Our Days*  
bei Little, Brown and Company, New York.

Der Verlag dankt dem Canada Council for the Arts für die  
Förderung der Übersetzung.



Conseil des arts  
du Canada

Canada Council  
for the Arts

ISBN 978-3-98568-047-4

1. Auflage 2022

© Kanon Verlag Berlin GmbH, 2022

ALL THE FREQUENT TROUBLES OF OUR DAYS

© Rebecca Donner, 2021

First published by Little, Brown and Company

Translation rights arranged by The Clegg Agency, Inc., USA

Umschlaggestaltung: Anke Fesel/bobsairport

Unter Verwendung eines Fotos aus Privatbesitz.

Herstellung: Daniel Klotz/Die Lettertypen

Satz: Marco Stölk

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

[www.kanon-verlag.de](http://www.kanon-verlag.de)

Rebecca Donner  
*Mildred*



Für Mildred und Don

# Inhalt

Anmerkung der Autorin	14
<i>Fragment</i>	17
Einleitung	18
Der Junge mit dem blauen Ranzen	22

## MILDRED

### I

Wir müssen diese Verhältnisse so schnell wie möglich ändern	30
Yankee Doodle Dandy	41
Guten Morgen, Sonne	46
Das BAG	58

### II

<i>Fragment</i>	71
Reichskanzler Hitler	72
Zwei Nazi-Minister	79
Ein Flüstern, ein Nicken	85
Der Volksempfänger	93
Der Reichstagsbrand	98
Ein Sabotageakt	106
Mildreds Rekruten	112
Sie fallen wie die Dominosteine	116
Abgefackelt	123
Dietrich im Kampf gegen den »Arierparagrafen«	127
Arvid verbrennt seine eigenen Bücher	131



## DER JUNGE

### III

Amerikaner in Berlin	136
Nicht trödeln!	146

## MILDRED

### IV

Wie unsere Kakteen gepflegt werden müssen	152
Hell strahlend durchscheinend	155
Zwei unterschiedliche Feiern	161
Verwanzt	163
Esthonia und andere Fantasiefrauen	166
Arvid erhält eine Anstellung	170
Diebe, Betrüger, Lügner, Verräter	174
Rudolf Ditzen, auch bekannt als Hans Fallada	176
Die Nacht der langen Messer	182

## DER JUNGE

### V

Ein Molekül und andere kleine Dinge	190
Die Kansas-Jack-Gang	194

## MILDRED

### VI

<i>Fragment</i>	199
Eine neue Strategie	200
Bye-bye, Vertrag von Versailles	204
Tommy	208
Affentheater	218
Rindersteak-Nazi	224
Ein alter Kumpel aus der ARPLAN	228
Spione unter uns	233
Es wird wieder geköpft	236
Widerstand	241
Ernst und Ernst	248
Identitätskrise	256

### VII

Heimkehr	264
Georginas große und kleine Erschütterungen	270
Jane ist verliebt	276
Mein kleines Mädchen	282
Ein Kreis in einem Kreis	285
Beinahe ein Kind	289
Stalin und der Zwerg	295
Boris' letzter Brief	300
Auf der Suche nach Verbündeten	303

## DER JUNGE

### VIII

Morgenthaus Mann	308
Vergnügungsfahrt	318
Mittagessen vor der »Kristallnacht«	323
Eine ziemliche Verbesserung	328
Eine schicksalhafte Entscheidung	334
Luftangriff	340
Louise Heaths Tagebuch	349
Mamsell und Mildred und Mole	352

## MILDRED

### IX

<i>Fragment</i>	359
Foreign Excellent Trench Coats	360
»Korse« lässt eine Bombe platzen	362
Libs und Mildred zwischen Geschirr und Besteck	366
AGIS und andere Agitationen	369
Soja Iwanowna Rybkinas elfseitige Aufstellung	375
Stalin greift zu Obszönitäten	384
Hans Coppis erste Nachricht	387
Anatoli Gurewitsch, auch bekannt als Kent, auch bekannt als Vincente Sierra, auch bekannt als Viktor Sukulow	390
Alarmstufe Rot	395
Ein einziger Fehler	399
Gollnow	402
Ein Leid unter so vielen	405
Öl im Kaukasus	409

## X

<i>Fragment</i>	415
Verhaftung	416
Das Fotoalbum der Gestapo	422
Klopf-klopf	433
Falk tut, was er kann	437
Wolfgangs siebtes Verhör	443
Kassiber	445
Die Rote Kapelle ist weder vollkommen rot noch besonders musikalisch	449
Anneliese und Hexenknochen	454
Hitlers Bluthund	460
Die erste von vielen Verhandlungen	463
Mildreds Zellengenossin	466
Das größte Unglück	471
Die Armbinde, die sie trug	473
Die Mannhardt-Guillotine	475
Zu unsres Lebens oft getrübbten Tagen	478
Stieves Liste	481
Die Endlösung	485
Gertrud	486

## XI

Harriettes Zorn	498
Walküre	503
Rekrutiert	508
Durch einen Zufall	511
Arvids Brief	513

# DER JUNGE

## XII

Don kehrt zurück 518

Danksagung 522

Anmerkungen 527

Bibliografie 584

Abbildungsnachweise 596

Register 600

## Anmerkung der Autorin

Das Folgende habe ich mir nicht ausgedacht.

Alles, was in Anführungszeichen steht, stammt aus einem Brief, einer Postkarte, einer Autobiografie, einer handgeschriebenen Notiz, einem freigegebenen Geheimdienstbericht oder anderen von mir in einer Sammlung oder einem Nachlass aufgespürten Dokumenten.

Mildred taucht in Büchern, Zeitungsartikeln und Archivunterlagen abwechselnd als Mildred Harnack, Mildred Fish-Harnack und Mildred Harnack-Fish auf. Dieses Durcheinander geht auf Mildred selbst zurück. In den Vereinigten Staaten von Amerika nannte sie sich Mildred Fish-Harnack, in Deutschland wählte sie Mildred Harnack-Fish. Der Einfachheit halber bezeichne ich sie auf den folgenden Seiten als Mildred Harnack.

Mildred war vielen als eine Frau bekannt, die ihre Worte mit Bedacht wählte. »Über das, was wirklich ihr Herz bewegte, sprach sie wenig«, erinnerte sich eine Deutsche, und »[i]hre Äußerungen waren spröde, oft von einer überraschenden Klarheit«. »Sie hörte ruhig zu«, entsann sich eine Amerikanerin. »Wenn sie dann etwas sagte, verlangte sie Aufmerksamkeit.« Am Ende dieses Bandes finden Sie die Quellen zu diesen Äußerungen. Zur Kennzeichnung meiner Nachweise habe ich mich in diesem Werk für Endnoten statt Fußnoten entschieden.

Dieses Buch folgt zwei Erzählungen: Die eine berichtet von Mildred, die andere von einem Jungen namens Don. In Dons Kapiteln verwende ich Kursivschrift statt Zitationszeichen, um Gedanken und Gespräche zu markieren, an die er sich aus jener Zeit erinnerte. Im Zweiten Weltkrieg wurde Don im Alter von elf Jahren zu Mildreds Kurier.

Der Originaltitel dieses Werks, *All the frequent troubles of our days* – »Zu unsres Lebens oft getrübbten Tagen« – stammt aus einem Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe, das Mildred in ihrer Gefängniszelle übersetzte. Es ist durchaus strittig, ob am Ende des Wortes *trouble* in Mildreds handschriftlicher Übersetzung ein »s« erkennbar ist oder nicht. Wir müssen uns vor Augen halten, dass Übersetzen eine Kunst und keine Wissenschaft ist, Mildreds Über-

tragungen waren oft recht locker und weniger wortwörtlich als die akademischen Bearbeitungen von Goethes Gedichten, auf die man so stoßen mag. Außerdem sollten wir bedenken, dass Mildred diese Zeilen mit einem Bleistiftstummel in einer feuchten Gefängniszelle niedergeschrieben hat.

Harald Poelchau erinnerte sich an den Anblick Mildreds, über den Band mit Goethe-Gedichten gebeugt, den Stiftstummel in der Hand, als er sie in ihrer Zelle besuchte. Poelchau war als Gefängnispfarrer tätig und als Mitglied einer geheimen Widerstandsgruppe aktiv, die in der ländlichen Ortschaft Kreisau in Schlesien gegründet worden war. Wir haben es Poelchau zu verdanken, dass uns Mildreds Goethe-Übersetzungen vorliegen. Am 16. Februar 1943 ließ er das Buch in die Falten seines Gewands gleiten und schmuggelte es hinaus.





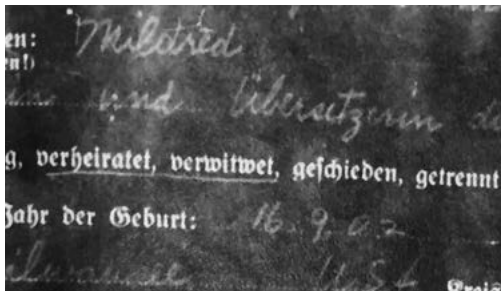
# Fragment

Fragebogen

Strafanstalt Berlin-Plötzensee

16. Februar 1943

Familienname	Harnack geb. Fish
Sämtliche Vornamen	Mildred
Tag, Monat und Jahr der Geburt	16.09.02
Geburtsort	Milwaukee, USA
Haben Sie Vermögen? Wieviel ist es und worin besteht es?	8.47 in der Tasche 1 Schiffskarte (Contract ticket) United States Lines \$ 127 (in Mark eingezahlt – in meiner Handtasche) etwas Geld in der Deutschen Bank die Wohnungseinrichtung, vor allem die Einrichtung der beiden Vorderzimmer Woyschstr. 16, Berlin W 35, mit zwei orienta- lischen Teppichen, einem hellen und einem dunklen mit ungleich- mäßigen Sternen und Farben
Weshalb sind Sie jetzt bestraft? Gestehen Sie die Ihnen zur Last gelegte Tat? Unter welchen Umständen und aus welcher Veranlassung haben Sie die Tat begangen?	Beihilfe zum Hochverrat



# Einleitung

Ihr Ziel war Selbstausschöpfung. Je unsichtbarer sie war, desto größer waren ihre Überlebenschancen. In ihrem Tagebuch zeichnete sie auf, was sie aß, dachte, las. Das Erstgenannte war harmlos. Das Zweit- und Drittgenannte waren es nicht. Deshalb versteckte sie das Journal. Als sie den Verdacht hegte, dass die Gestapo ihr dicht auf den Fersen war, vernichtete sie es. Wahrscheinlich verbrannte sie es.

Sie stand auf erschütternde Weise im Zentrum des deutschen Widerstandes, doch war sie keine Deutsche und auch keine Polin oder Französin. Sie war Amerikanerin – auffällig amerikanisch. Die von ihr angeworbenen Männer erhielten Decknamen: »Ein-armiger«, »Funker«, »Arbeiter«. Sie operierte ohne eine solche Tarnung. Dennoch war sie schwer fassbar. Das Wesen ihrer Arbeit bedurfte strikter Geheimhaltung. Sie getraute sich nicht, ihrer Familie davon zu erzählen, die verstreut in den Ortschaften und auf den Milchviehbauernhöfen des Mittleren Westens lebte. Es blieb ihren Angehörigen vollkommen unbegreiflich, dass ausgerechnet sie mit sechsundzwanzig Jahren an Bord eines Dampfschiffes gestiegen war und den Atlantik überquert hatte, um all ihre Lieben zurückzulassen.

Ihre Familie ist meine Familie. Uns trennen drei Generationen. Sie bevorzugte die Anonymität, weshalb ich ihren Namen flüstern werde: *Mildred Harnack*.

1932 hielt sie ihr erstes Treffen in ihrer Wohnung ab – dort versammelte sich eine kleine Gruppe politisch Interessierter, die bis zum Ende des Jahrzehnts zur größten geheimen Widerstandsorganisation Berlins anwachsen sollte. Im Zweiten Weltkrieg kollaborierte ihr Kreis mit einem sowjetischen Spionagenetzwerk, das einen Komplott schmiedete, um Adolf Hitler zu besiegen, und dafür Agenten und Genossen in Paris, Genf, Brüssel und Berlin beschäftigte. Im Herbst 1942 schlug die Gestapo zu. Mildred wurde ins Gefängnis geworfen. Ihre Mitverschwörer ebenfalls. Während einer hastig einberufenen Verhandlung vor dem Reichskriegsgericht hämmerte ein Staatsanwalt, der sich den Spitznamen »Hitlers Bluthund« erworben hatte, mit Fragen auf sie ein.

Sie saß auf einem Holzstuhl im hinteren Teil des Gerichtssaals. Auf anderen Stühlen hatten hohe Nazifunktionäre Platz genommen. In der Mitte des Raumes thronte ein Gremium aus fünf Richtern. Bis auf Mildred waren alle Deutsche.

Als sie an der Reihe war, ging sie auf den Zeugenstand zu. Sie war ausgemergelt, ihre Lungen von der Tuberkulose angegriffen, die sie sich im Gefängnis zugezogen hatte. Wie lange sie dort stand, weiß man bis heute nicht, erhaltene Dokumente nennen den Zeitpunkt nicht, an dem der Staatsanwalt ihre Befragung begann oder zu dem er sie beendete. Bekannt ist Folgendes: Ihre Antworten waren Lügen, faustdicke Lügen.

Die Richter glaubten ihr. Sie erhielt eine verhältnismäßig milde Strafe: sechs Jahre Zwangsarbeit in einem Zuchthaus. Zwei Tage später setzte Hitler das Urteil außer Kraft und ordnete ihre Hinrichtung an. Am 16. Februar 1943 wurde sie unter ein Fallbeil geschnallt und geköpft.

Nach dem Krieg leitete das Spionageabwehrkorps der U.S. Army eine Ermittlung ein. »Mildred Harnacks Taten sind lobenswert«, merkte ein Beamter des Abwehrkorps 1946 an und wies auf die »recht ausführliche Akte« hin, die der Nachrichtendienst über sie besaß. »Es ist durchaus wahrscheinlich, dass eine Ermittlung ein Kriegsverbrechen enthüllen wird«, schrieb ein anderer. Ein Kollege höheren Ranges rügte die beiden später in einem knappen Memo: »Dieser Fall wird als *S/R* [*secret/restricted* – »Geheim/Nur für den Dienstgebrauch«] eingestuft und hätte nicht zur Ermittlung herangezogen werden dürfen. Entfernen Sie den Fall aus der Einheit »D« und setzen Sie die Ermittlung nicht fort.«

Und so begrub das Spionageabwehrkorps Mildreds Fall. Der Grund dafür kam erst über fünfzig Jahre später ans Licht.

Dennoch sickerte Kunde darüber an die Öffentlichkeit durch. Am 1. Dezember 1947 erschien in der *New York Times* ein Artikel mit der Schlagzeile HITLER LÄSST 1943 AMERIKANERIN AUS POLITISCHER VERGELTUNG KÖPFEN. »Mit umfassendem Wissen über den untergetauchten deutschen Widerstand ausgestattet, bot Mildred Harnack mutig der Folter durch die Gestapo die Stirn und verriet

gar nichts«, hieß es dort. Später in derselben Woche lobte die *Washington Post* Mildred als »eine der Anführerinnen des gegen die Nazis tätigen Untergrunds«. Die Leser der *New York Times* und der *Washington Post* waren wahrscheinlich überrascht, dass es einen aktiven im Geheimen operierenden Widerstand in Deutschland überhaupt gegeben hatte.

Ein grundlegendes Problem für alle, die über Mildreds Gruppe schreiben wollten, waren die fehlenden dokumentarischen Belege. Erst 1989, als die Berliner Mauer fiel, kam eine Fundgrube an Unterlagen zum Vorschein, die in den ostdeutschen Archiven lagerten. Einige Jahre später gestattete Russland Historikern einen Blick in das Ausland betreffende Geheimdienstakten, während die CIA, das FBI und die U.S. Army 1998 unter dem *Nazi War Crimes Disclosure Act* mit der Freigabe einst streng vertraulicher Aufzeichnungen begannen – ein Vorgang, der bis heute nicht abgeschlossen ist. Inzwischen verfügen wir über ein differenzierteres Verständnis des geheimen Widerstands in Deutschland, obwohl es weiterhin Ungenauigkeiten gibt. Informationen zu Mildred Harnack sind rar und häufig falsch. Die Asche ihrer Tagebücher kann nicht zur Korrektur dienen.

Trotz ihres Wunsches, unsichtbar zu bleiben, hinterließ sie für uns eine Spur.

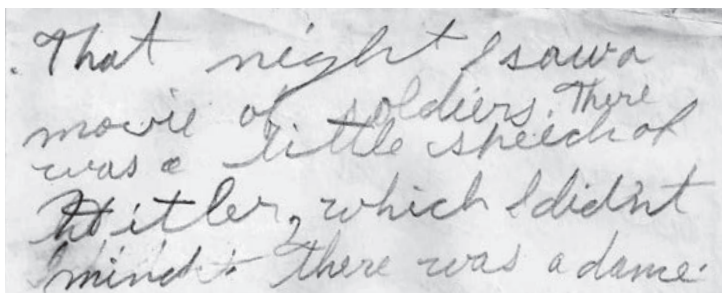
Auf dieser Spur finden sich offizielle Dokumente – knöcheldicke britische, us-amerikanische und sowjetische Geheimdienstordner. Dann sind da die inoffiziellen Unterlagen, die tiefere Wahrheiten offenbaren: Die Briefe, die Mildred schrieb. Die Briefe, die andere an sie und über sie schrieben. Familie und Freunde hinterließen Notizen, Kalender, Tagebücher, Fotografien, Zeugnisse. Man kann nicht behaupten, dass Einigkeit über die Frau herrschte, die diese Menschen kannten oder die sie zu kennen meinten. Für viele war sie ein Rätsel, das eine Reihe widersprüchlicher Schlussfolgerungen über ihr Wesen und ihre Beweggründe zuließ.

So gut wie alle, die ihr vertraut waren, sind inzwischen verstorben. Wer noch lebt, ist mittlerweile weit über neunzig Jahre alt. Einen von ihnen wollte ich dringender finden als jeden sonst.

Er war noch ein Kind, als er Mildred kennenlernte, jung genug, um ihr Sohn zu sein. Ich spürte ihn auf und beschwor ihn: *Was hat sie Ihnen erzählt? Wie betrat sie einen Raum? Haben Sie sie weinen gehört? Singen? Hat sie Ihnen vertraut?*

# Der Junge mit dem blauen Ranzen

1939



That night I saw a  
movie of soldiers. There  
was a little speech of  
Hitler, which I didn't  
mind. There was a dame.



Schnee. Angst. Licht. Eines Morgens im Dezember 1939 springt ein elfjähriger Junge aus der mit einem gewölbten Sturz versehenen Vordertür eines Wohnhauses in Berlin und fragt sich, ob er wohl geschnappt werden wird. Auf seinem Rücken trägt er einen blauen Ranzen. Vor ihm erstreckt sich der schneebedeckte Stadtpark Schöneberg. Er schlottert. Er hat einen wollenen Mantel und eine schwarze Kappe an. Die Kappe lässt ihn wie einen deutschen Buben aussehen.

Vier Schritte, und er ist die Treppe hinab, vier weitere, und er überquert die Straße. Der Junge ist auf dem Weg zur U-Bahn-Station. Er hat es nicht weit. Zehn Minuten Fahrt bis zum Nollendorfplatz, ein kurzer Fußweg bis zur Woyrschstraße 16. Sein Vater hat es ihm vorgemacht. Er sagte: *Pass gut auf! Und: Sprich mit niemandem!*

Der Junge sieht einen hochgewachsenen Mann mit Kaiser-Wilhelm-Bart, eine Frau mit Fellmütze, zwei Knaben mit roten Fäustlingen und ein im Paradeschritt marschierendes Mädchen. Bald ist Weihnachten. An den Straßenrändern stehen Händler hinter ihren Karren und läuten Glocken. In einem der Karren geröstete Kastanien. Im nächsten welker Kohl. In einem dritten Steinzeug. In einem weiteren Trupps Marzipansoldaten. Irgendwo stehen Gebäude in Flammen und gehen Bomben in die Luft. Der Junge weiß, die Kämpfe sind weit weg, doch stellt er sich vor, er kann den Krieg riechen.

Verbrannt. Wie Röstkastanien.

In jenem Monat berichten Schlagzeilen auf den Seiten der Berliner Zeitungen in schwarzen Lettern ALLE ENGLISCHEN LUFTANGRIFFE WAREN ZUM SCHEITERN VERURTEILT, beklagen eine JUDENPLAGE IN BELGIEN und versprechen DER SIEG IST UNS GEWISS! Die Zeitungen sind voller Lügen. Das weiß der Junge von seinem Vater, der die meisten seiner wachen Stunden an seinem Schreibtisch verbringt und Geheimdienstberichte schreibt, die er als Telegramm nach Washington schickt, wenn sie vertraulich sind, und als Diplomatenpost, wenn sie streng vertraulich sind. Mehrmals begleitet der Junge seinen Vater nach Bremerhaven, eine Hafenstadt an der Nordsee, wo der Vater das Diplomatengepäck einem Mann im Auslandsdienst übergibt, der dann ein Dampfschiff besteigt. Manchmal ist der Bericht in der Post an den Finanzminister Henry Morgenthau adressiert, manchmal an den Außenminister Cordell Hull.

Der Junge hebt das Kinn, sucht den Himmel ab. Deutsche Bomber. Er sieht sie nicht, weiß aber dennoch, dass sie da oben sind. Ihr Donnern lässt seine Zähne klappern, aber vielleicht ist er auch nur nervös, weil er an seine Aufgabe denkt.

*Eine wichtige Aufgabe*, sagte sein Vater.

*Wie deine?*, fragte der Junge.

*Wie meine, jessir*, erklärte sein Vater, der in Kansas geboren worden war und zwei Posten bekleidet, einen an der us-amerikanischen Botschaft in Berlin und einen in den Reihen eines Amtes, das keine offizielle Bezeichnung oder organisatorische Struktur besitzt, obgleich es bald unter die Schirmherrschaft eines hastig zusammengestellten Kriegsgeheimdienstes namens Office of the Coordinator of Information gestellt werden wird, dem Vorläufer dessen, was später einmal – nach einigen Durchläufen, Umbrüchen und Turbulenzen – die Central Intelligence Agency (CIA) sein wird.

In der U-Bahn-Station wartet der Junge am Bahnsteig. Der Zug fährt ein, die Türen öffnen sich weit.

Er springt hinein, findet einen Platz. Nollendorfplatz. Nur zehn Minuten entfernt.

Vor gut dreieinhalb Monaten, kurz bevor die deutsche Luftwaffe 560 Tonnen scharfer Bomben auf Polen abwarf, drängte das Außenministerium alle Männer an der amerikanischen Botschaft in Berlin, ihre Frauen und Kinder zurück nach Hause in die Vereinigten Staaten zu schicken. Der Junge und seine Mutter gingen stattdessen nach Norwegen. Sie nahmen sich ein Zimmer in einem Osloer Hotel und warteten dort auf eine Nachricht vom Vater des Jungen.

Die Nachricht kam im November, früh am Morgen. Hastig packten sie ihre Sachen.

*Wo gehen wir hin?*, fragte der Junge.

*Zurück nach Berlin*, entgegnete seine Mutter.

*Warum?*, wollte der Junge wissen. Krieg war im Anmarsch. Eine Rückkehr nach Berlin ergab keinen Sinn.

*Wir müssen ein paar Leuten helfen*, lautete die Antwort seiner Mutter.

Sie bestiegen einen Dampfzug, der sie an Bauernhöfen und Feldern und zugefrorenen Seen vorbeitrug. Schneebedeckte Berge lagen zusammengedrängt da, als würden sie sich aneinanderschmiegen, um sich zu wärmen. Der Junge legte seine Stirn ans Fenster und schaute zu, wie alles an ihm vorbeisauste, während er sich fragte *Wie helfen?*



Nollendorfplatz.

Der Junge schultert seinen Ranzen und steigt aus der Bahn aus, indem er behände über den Spalt zwischen Tür und Bahnsteigkante springt. Er geht die Treppen hinauf und tritt aus einer Glastür hinaus. Sobald er die U-Bahn-Station hinter sich hat, zählt er seine Schritte auf Deutsch: *eins, zwei, drei*. Bei *zwanzig* bückt er sich. Seine Schnürsenkel sind zu, aber er tut so, als wären sie offen, und bindet sie wieder zu, damit er einen Blick über seine Schulter werfen kann. Zwei Männer. Einer hat eine Glatze, der andere trägt eine Nickelbrille. Er erinnert sich an die Worte seines Vaters: *Pass auf, dass keiner dir folgt!*

Er überquert die Straße. An der Ecke steht ein gewaltiges Kaufhaus, das Kaufhaus des Westens. Berliner nennen es KaDeWe. Er geht hinein.

Im KaDeWe riecht es nach Parfüm und Krapfen. Es gibt sieben Stockwerke. Bald wird bei einem Luftangriff ein amerikanischer Bomber in das Gebäude fliegen und eine spektakuläre Explosion auslösen, doch im Augenblick ist das Haus ebenso intakt wie einladend. Der perfekte Ort, weiß der Junge, um jemanden loszuwerden. Er überspringt jede zweite Stufe bis in den zweiten Stock, geht an einem Karussell mit Wintermänteln vorbei, huscht in einen Aufzug, der ihn bis ganz nach oben und dann zurück hinab ins Erdgeschoss bringt, wo er das Gebäude durch einen Seiteneingang verlässt. Draußen läuft er unvermittelt los, der Ranzen schlägt an seinen Rücken.

An diesem Tag folgt ihm keiner.

Aber nehmen wir einmal an, Sie wären ihm gefolgt. Sie hätten einen elfjährigen Jungen mit einem blauen Ranzen den ganzen Weg bis zur Woyrschstraße 16 rennen sehen, ein paar Häuserzüge südlich des Tiergartens. Hätten Sie ihn gefragt, warum er in die Woyrschstraße 16 unterwegs sei, hätte er Ihnen geantwortet, dass seine Lehrerin ihn dort unterrichte. Das ist nur die halbe Wahrheit.

Er betritt das Gebäude und rast die Treppen hinauf, sein Ranzen schwer mit Büchern beladen. Ganz oben öffnet eine junge Dame in einem schlichten, für Berliner Nazifrauen typischen Kleid die Tür. Ihr honigfarbenedes Haar hat sie zu einem Knoten zusammengebunden.

Sie würden nicht ahnen, dass auch sie Amerikanerin ist. Ebenso würden Sie nicht darauf kommen, dass der Ranzen des Jungen etwas Wertvolleres als Bücher enthalten wird, sobald er die Wohnung eine Stunde später wieder verlässt.

Der Junge ist ihr Kurier, wie man in der Sprache der Spionage sagt. Ein elfjähriger Spion. Zweimal die Woche besucht er die Wohnung der Frau, wo die beiden nebeneinander auf einem Sofa mit hölzernen Armlehnen sitzen und über die Werke sprechen, deren Lektüre sie ihm aufträgt. Die Bücher sind unterschiedlich und unvorhersehbar: Klassiker und Schmöker, Shakespeare und Western. Sie befragt ihn zur Handlung, zu den Figuren, den Themen. Ihre Stimme ist tief und freundlich. Sie sagt: *Erzähle mir, worum es in diesem Buch geht.* Sie sagt: *Erkläre mir, was du denkst, nicht, was du meinst, denken zu müssen.* Sie ist anders als alle Lehrer, die er je hatte.

Eine Stunde dauert ihr Unterricht, manchmal auch zwei. Ist er vorüber, fragt sie ihn: *Welchen Weg nimmst du heute nach Hause?* Jedes Mal geht er eine andere Strecke – dafür sorgt sie.

Sie sieht dem Jungen in die Augen, ihr Blick fest und ernst, und bittet ihn, die Straßennamen zu wiederholen. Falls er abgelenkt ist, nimmt sie seinen Kopf in ihre Hände, so wie es seine Mutter tut, und fordert ihn auf, die Namen noch einmal zu nennen.

An der Tür hilft sie ihm in seinen Mantel und lässt ein Stück Papier in seinen Ranzen gleiten. Manchmal sieht das Papier aus wie eine Leseliste. Manchmal ähnelt es einem Rezept. Manchmal schaut es aus wie ein Brief, den sie mit *Mildred* oder einfach nur *M.* unterschreibt.



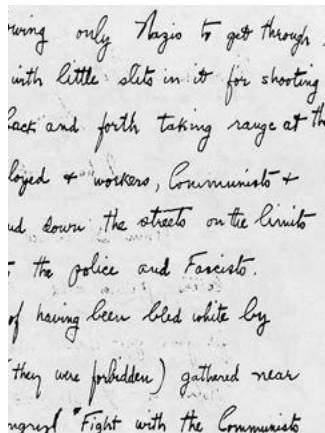


# MILDRED I



# Wir müssen diese Verhältnisse so schnell wie möglich ändern

1932



...ring only Nazis to get through  
with little slits in it for shooting  
back and forth taking range at the  
loyed + workers, Communists +  
and down the streets on the limits  
- the police and Fascists.  
of having been held white by  
they were (prohibited) gathered near  
against "Fight with the Communists"

## 1.

Am 29. Juli 1932 verlässt Mildred die U-Bahn-Station und geht auf der Friedrichstraße Richtung Norden, eine Ledermappe in der Hand. Heute ist Freitag. Sie ist auf dem Weg zur Universität Berlin, wo sie zweimal die Woche Vorlesungen hält.

Sie ist zügig unterwegs. Berlin ist geschäftig, die Gehwege sind voller Fußgänger, auf den Straßen drängen sich Autos, Straßenbahnen, Busse und Fahrräder. Überall, wo sie hinblickt, sieht sie Menschen, Junge und Alte, Arme und Reiche. Vor allem Arme. Sie betteln, schlafen, streiten, verkaufen Schnürsenkel oder alte Zeitungen und lassen aus der Gosse gefischte Zigarettenstummel herumgehen.

Vor zwei Jahren hat Mildred von der Universität Berlin den Lehrauftrag für einen Kurs namens Amerikanische Literaturgeschichte erhalten. Der Institutsleiter hatte möglicherweise die Erwartung, dass sie Vorlesungen über Schriftsteller des vergangenen Jahrhunderts halten würde, über Herman Melville oder Nathaniel Hawthorne

oder James Fenimore Cooper, doch Mildred hat kein Interesse daran, Bücher über Seemänner, Ehebrecherinnen oder Grenzsiedler zu besprechen. Sie möchte über Werke reden, die von Menschen verfasst wurden, die *jetzt* leben, ganz besonders solche von Autorinnen und Autoren, die über die Armut schreiben. Sie steht vor einem Raum mit deutschen Studenten und will deren Wissen über die Unterdrückten vertiefen, und das zu einer Zeit, als so viele im eigenen Land unaufhörlich um das tägliche Brot kämpfen. Seit vier Semestern spricht sie nun also über amerikanische Farmer und Fabrikarbeiter und Einwanderer, über William Faulkner und John Dos Passos und Theodore Dreiser.

Ihre politischen Ansichten verbirgt sie nicht. In ihren Vorlesungen wechselt sie fließend von amerikanischen Romanen zur gewaltigen Armut in Deutschland und dem besorgniserregenden Aufstieg der Nationalsozialistischen Partei.

»Deutschland macht solch schwere Zeiten durch«, schrieb sie kürzlich in einem Brief an ihre Mutter. »Alle spüren die Bedrohung, aber viele stecken ihren Kopf in den Sand.«

Sie erreicht eine breite Prachtstraße: Unter den Linden. Sie wendet sich nach rechts.

Der Name der Straße stammt von den Lindenbäumen, die in Hülle und Fülle an ihren Rändern wachsen und im Augenblick voll erblüht sind. Kleine weiße Blüten ergießen sich in Kaskaden und erfüllen die Luft mit ihrem Duft. Aber all diese Schönheit vermag die Hässlichkeit hier nicht zu verbergen. Hakenkreuze, wohin man sieht: auf Plakaten an den Wänden der U-Bahn-Stationen, auf Flaggen, Bannern und Pamphleten. Ein weißhaariger Mann mit Schnauzer führt im Augenblick das Land, wenn auch nur notdürftig. Reichspräsident Paul von Hindenburg ist vierundachtzig Jahre alt und torkelt in die Senilität. Ein gerade einmal halb so alter Politiker wird immer beliebter – ein Schulabbrecher namens Adolf Hitler, der, so prognostiziert Mildred, »sehr viel mehr Elend und Unterdrückung« bringen wird.

Sie biegt nach links ab. Vor ihr liegt die Universität Berlin.

Sie geht hinein. In den Fluren drängeln sich die Studenten. Sie nähert sich der Tür eines Seminarraumes, wohlwissend, dass ihre

heutige Vorlesung die letzte sein wird. Ein Mitarbeiter der Universität hat sie bereits darüber informiert, dass sie im nächsten Herbst nicht zurückgebeten werden wird. Mildred kann es kaum fassen. Die ganze Zeit hat sie es für selbstverständlich gehalten, ihre Meinung frei zu äußern.

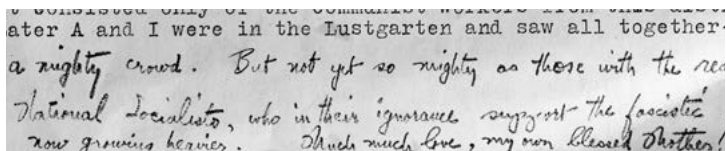
## 2.

In den Briefen an ihre Mutter schreibt Mildred einfach und klar, da sie sehr genau weiß, dass die zehnjährige Schulbildung von Georgina Fish nicht für die Komplexität deutscher Politik ausreicht.

*Es gibt hier eine große Menge Menschen, die ein Gespür für die Ungerechtigkeit der Lage haben – ihre eigene Armut oder die Gefahr, in Armut zu geraten – und deshalb zum Schluss kommen, dass es eine gute Idee wäre, wenn es wieder eine uneingeschränktere Regierungsform gäbe, weil die Dinge vorher besser waren.*

Der offizielle Parteiname der Nazis lautet Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP), erklärt Mildred, »obwohl die Partei nichts mit Sozialismus am Hut hat und der Name an sich schon eine Lüge ist. Sie hält sich für höchst moralisch und macht wie der Ku Klux Klan aus dem Hass auf Juden eine Kampagne.«

Mildred verfasst die meisten dieser Briefe mit einem Füller und schwarzer Tinte. Manchmal schreibt sie einen Teil in der U-Bahn auf dem Weg zum Unterricht und beendet die Briefe zu Hause an ihrer Schreibmaschine. Manchmal ist es umgekehrt, zuerst tippt sie die Briefe, schreibt sie in der U-Bahn zu Ende und entschuldigt sich dann für ihre schlampige Handschrift.



ater A and I were in the Lustgarten and saw all together  
a mighty crowd. But not yet so mighty as those with the red  
National Socialists, who in their ignorance suggest the fascistic  
now growing heavier. Much much love, my own blessed Mother!



Mildred erzählt ihrer Mutter nicht sofort, dass sie ihre Anstellung bei der Universität Berlin verloren hat. Sie wird ein Weilchen warten. Vielleicht eine Woche. Vielleicht zwei. Sie möchte Georgina Fish nicht in Sorge versetzen, die in einem kleinen, braun tapezierten Zimmer auf der anderen Seite des Atlantiks lebt und dazu neigt, sich Sorgen zu machen.

### 3.

*Gefeuert. Rausgeschmissen. Vor die Tür gesetzt.*

Welche Bezeichnung man auch wählt, das Ergebnis ändert sich nicht. Der übereifrige Verwaltungsbeamte wollte keinen Grund für die Entlassung nennen. Lehraufträge werden aus unterschiedlichen Gründen bei unterschiedlichen Leuten zu unterschiedlichen Zeiten nicht verlängert.

Mildred ist neunundzwanzig Jahre alt, immer noch Doktorandin und mit ihrer Dissertation halb fertig. Ihr Plan war, bis zur Erteilung der Doktorwürde als Lektorin für Amerikanische Literaturgeschichte zu arbeiten. Und nun? Sie darf an der Universität Berlin Seminare belegen, aber selbst keine mehr geben. Einige Studenten lassen eine Petition kreisen, die von der Universität verlangt, ihre Entscheidung zu überdenken. Es nützt allerdings nichts. Das geschäftige Treiben auf den Gängen, das Geräusch der Schritte auf den Fluren, der Türknauf in der Hand, das Gefühl kalten Metalls – das alles sind Andenken an ihre Zeit hier, die sich miteinander verschworen haben, um sie daran zu erinnern, dass sie nicht mehr zurückkehren darf.

Sie öffnet die Tür zum Seminarraum und geht mit großen Schritten hinein.

Ihre Studenten, die in den Reihen vor ihr sitzen, stehen auf. So ist es an deutschen Universitäten Brauch, als Zeichen des Respekts. Als Mildred sieht, was sie mit ihrem Pult gemacht haben, wird sie von ihren Gefühlen übermannt. Er ist mit Blumen bedeckt, lavendel- und goldfarbene Blüten im Überfluss, ein ganzer Berg und wunderschön. Mit feuchten Augen macht sie einen unbeholfenen Scherz.

*Das ist so hoch, ich kann Ihre Gesichter ja gar nicht sehen!*

#### 4.

Nur einen Katzensprung von der Universität Berlin entfernt liegt der Opernplatz, ein großer öffentlicher Platz. Studenten mit Ledermappen voll Büchern halten sich zwischen ihren Kursen hier auf und schlendern an den großen milchkaramellfarbenen Säulen der Staatsoper vorbei. Abends bevölkern wohlhabende Opernbesucher den Platz, während Bettler in schäbiger Kleidung neben ihnen herlaufen und ihnen geöffnete Hände entgegenstrecken. Auf dem Opernplatz findet sich die gesamte deutsche Gesellschaft in konzentrierter Form.

Nächstes Jahr werden die Mitglieder einer Nazi-Burschenschaft 25.000 Bücher dort in der Mitte des Platzes auf einen gewaltigen Scheiterhaufen werfen und zu Asche verwandeln. Die Studentenverbindung wird ähnliche Bücherverbrennungen an Universitäten in ganz Deutschland abhalten und Listen mit Autorinnen und Autoren zirkulieren lassen, die als entartet, nicht rein, »undeutsch« gelten. Diese Liste wird Nobelpreisträger und unbekanntere Schriftsteller ebenso enthalten wie Philosophen und Bühnenautoren, Romanschreiber und Physiker. Werke von Juden, Christen und Atheisten werden neben Bänden von Kommunisten, Sozialisten und Anarchisten geächtet. So gut wie jedes Buch, das Mildred in den zwei Jahren ihrer Lehre an der Universität Berlin durchgenommen hat, wird in den Flammen enden.

#### 5.

Der Reichstag – Sitz des deutschen Parlaments – ist ein Grundpfeiler der Demokratie und dient zur Gewaltenteilung mit der Exekutivgewalt des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg. Das Parlament steht einem schwindelerregenden Spektrum politischer Parteien offen, von den etablierten bis hin zu denen am irrwitzigen äußersten Rand.

Im Jahr 1928 erhielten die Nazis bei der Reichstagswahl weniger als 3 Prozent der Stimmen.

Im Jahr 1930 erreichten sie 18 Prozent.

Und 1932? Der Faschismus ist in Deutschland auf dem Vormarsch, doch noch scheint ein Sieg gegen ihn möglich. Es gibt sehr viel mehr linke Politiker als Nazis.

Am 31. Juli 1932 – zwei Tage nachdem die Universität Berlin Mildred vor die Tür gesetzt hat – findet die nächste Wahl statt. Wenn Mildred durch Berlin geht, sieht sie überall dort, wo die Armen und Arbeitslosen sich sammeln, Nazi-propaganda: auf Plätzen, in Parks, an Bahnhöfen, in öffentlichen Toiletten. Plakate mit Hakenkreuzen versprechen »Arbeit! Freiheit! Brot!«. Hitler nutzte dieselbe Parole, als er im März zur Präsidentschaftswahl antrat und verlor. Reichspräsident Hindenburg hat gerade seine zweite siebenjährige Amtszeit begonnen. Was Hitler als Nächstes tun wird, ist unklar.

Mildred erwartet die Ergebnisse der Reichstagswahl mit wachsender Sorge. Ihre Nachbarn warten ebenfalls und versammeln sich um die Zeitungsstände, die das Karree sprengeln.

## 6.

Die NSDAP erhält 37 Prozent aller Stimmen. Zum ersten Mal in der Geschichte ist sie die stärkste Kraft im Reichstag. Die Sozialdemokratische Partei liegt mit 22 Prozent weit zurück. Die Kommunistische Partei ist mit 15 Prozent sogar noch weiter abgeschlagen. Die restlichen 26 Prozent der Stimmen verteilen sich auf einen zankenden Mischmasch aus Parteien. Jeder nur denkbare Standpunkt ist vertreten. Die Parteien tragen Namen wie »Radikaler Mittelstand« oder »Reichspartei des deutschen Mittelstandes« oder »Freiheitliche National-Soziale Deutsche Mittelstandsbewegung« oder »Deutsche Bauernpartei« oder »Christlich-Sozialer Volksdienst« oder »Gerechtigkeitsbewegung für Parteienverbot – gegen Lohn-, Gehalts- und Rentenkürzungen – für Arbeitsbeschaffung« oder »Höchstgehalt der Beamten 5000 M. Für die Arbeitslosen und bis jetzt abgewiesenen Kriegsbeschädigten«.

Kurz nach dem Sieg der Nazis verlangt Hitler von Reichspräsident Hindenburg, ihn zum Reichskanzler zu ernennen. Hindenburg weigert sich.

## 7.

Mildred liest *Mein Kampf*. Hitlers Buch ist in zwei Bänden erschienen, der erste 1925, der zweite 1926. Bis 1932 haben nicht viele in Deutschland das Werk gelesen – noch nicht. Eine englische Übersetzung steht bislang gleichfalls aus. Mildred befürchtet, dass die Amerikaner nicht begreifen, wie gefährlich Hitler ist.

Die Deutschen verstehen es auch nicht. Zu viele sind daran nicht interessiert. Die meisten großen deutschen Zeitungen lehnen es ab, zum Erscheinen von *Mein Kampf* Rezensionen zu drucken. Ein Blatt prophezeite, Hitlers politische Karriere sei nach der Lektüre seines Gefasels »vollends [...] erledigt«. Eine andere zog über die »Verirrung dieses krausen Kopfes« her. Selbst Nazis und rechte Nationalisten konnten sich Seitenhiebe nicht verkneifen. Die den Nationalsozialisten zugeneigte *Deutsche Zeitung* verhöhnnte Hitlers »unsachliches Schimpfen«. Das nationalistische Blatt *Neue Preussische Zeitung* schäumte: »Man sucht nach Geist und findet nur Arroganz, man sucht nach Anregung und erntet Langeweile, man sucht nach Liebe und Begeisterung und findet Phrasen, man sucht nach gesundem Haß und findet Schimpfworte [...] Ist das das Buch der Deutschen? Schlimm wäre das!« Als Hitler prahlte, ganz Deutschland erwarte sein Werk, zog die antisemitische Zeitung *Das Bayerische Vaterland* über Hitlers Egomane her. »[O] wie bescheiden! warum nicht vom gesamten Weltall?«

Karikaturen verspotteten Hitler hämisch. Die beliebte Zeitschrift *Simplicissimus* druckte auf dem Titelblatt ein verächtliches Schmähbild Hitlers, der *Mein Kampf* den desinteressierten Gästen eines Bierkellers feilbietet.

In einem solchen Bierkeller in München, dem Hofbräuhaus, hatte Hitler mit dreißig Jahren eine seiner ersten wichtigen Reden gehalten. Anlass war ein am 24. Februar 1920 stattfindendes Treffen der Deutschen Arbeiterpartei gewesen, einer unbedeutenden politischen Partei mit gerade einmal 190 Mitgliedern, darunter Hitler selbst. Hitler hatte im Ersten Weltkrieg gekämpft und war noch für die Armee tätig, als V-Mann für die Reichswehr. Er hielt nicht viel vom Präsidium der Deutschen Arbeiterpartei, einem zanken-

den Haufen Mitläufer, die einen selbstgefälligen Doktor als Erstedner auswählten.

Als der Doktor fertig war, sprang Hitler auf einen der langen Tische inmitten der Menge. Sein rhetorischer Stil war provokativ, sein Ausdruck umgangssprachlich und zuweilen vulgär. Er brüllte Beleidigungen gegen Politiker, Kapitalisten und Juden. Er verurteilte den Reichsfinanzminister aufs Schärfste, weil der den Versailler Vertrag unterstützte, ein demütigendes Zugeständnis an die Gewinner des Krieges, das die Deutschen in die Knie zwingen werde, warnte Hitler, sollten sie nicht zurückschlagen. »Unsere Parole heißt nur Kampf«, rief Hitler. Die Gäste des Brauhauses, eine quirlige Mischung aus Männern der Arbeiter- und Mittelklasse, brachen in Jubel aus – manche klatschten, andere johlten. Hitlers kontroverse Reden trieben die Teilnehmerzahlen zukünftiger Zusammenkünfte der Deutschen Arbeiterpartei in die Höhe, die bis Ende 1921 auf 3.300 Mitglieder anwuchs. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Partei sich in »Nationalsozialistische Arbeiterpartei« umbenannt, deren Anhänger den Spitznamen »Nazi« erhielten. Die Partei hatte außerdem einen neuen Vorsitzenden, Hitler selbst, der sich einen neuen Titel gab: »Führer«.

Der *Simplicissimus* nahm den Führer als eine Nebenfigur auf der Bühne der deutschen Politik aufs Korn. Von 1921 bis 1932 erschien er in der Zeitschrift als harmloser Idiot. Eine Karikatur von 1930 verspottete ihn als tölpelhaften Schuljungen, der Passagen aus *Das Kapital* abschreibt, während der Geist von Karl Marx mit ihm schimpft: »Adolf, Adolf! Gib den Sozis meine Theorien wieder!«. Ein weiteres Bild zeigte zwei Polizisten, die den gähnend leeren Inhalt von Hitlers Schädel inspizieren und ein so winziges Gehirn darin entdecken, dass sie eine Pinzette benötigen, um es hervorzuziehen.